

Über Wissenschaft reden

Lingua Academica

Beiträge zur Erforschung historischer Gelehrten-
und Wissenschaftssprachen



Herausgegeben von
Wolf Peter Klein, Michael Prinz und Jürgen Schiewe

Wissenschaftlicher Beirat

Ulrich Ammon (Duisburg-Essen), Marian Füssel (Göttingen), Daniel Fulda (Halle),
Michael D. Gordin (Princeton), Mechthild Habermann (Erlangen),
Marion Gindhart (Mainz), Thomas Gloning (Gießen), Angelika Linke (Zürich/
Linköping), Leo Kretzenbacher (Melbourne), Uwe Pörksen (Freiburg),
Ulrich Johannes Schneider (Leipzig), Dirk Werle (Heidelberg)

Band 4

Über Wissenschaft reden

Studien zu Sprachgebrauch, Darstellung und
Adressierung in der deutschsprachigen
Wissenschaftsprosa um 1800

Herausgegeben von
Claude Haas und Daniel Weidner

Unter Mitarbeit von
Gwendolin Engels

DE GRUYTER

Das dieser Publikation zugrunde liegende Forschungsvorhaben wurde vom Bundesministerium für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 01UG1412 gefördert.

Die Veröffentlichung im Open Access wurde durch den Publikationsfonds für Open-Access-Monografien der Leibniz-Gemeinschaft gefördert.

ISBN 978-3-11-067662-4

e-ISBN (PDF) 978-3-11-067663-1

e-ISBN (EPUB) 978-3-11-067665-5



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 Lizenz. Weitere Informationen finden Sie unter <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>.

Library of Congress Control Number: 2019953763

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2019 Claude Haas und Daniel Weidner, publiziert von Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston.
Dieses Buch ist als Open-Access-Publikation verfügbar über www.degruyter.com.

Satz: Integra Software Services Pvt. Ltd.

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com

Claude Haas, Daniel Weidner

Einleitung

Im November 1917 spricht Max Weber in München über „Wissenschaft als Beruf“. Angesichts der sich abzeichnenden politischen Krise will er den Hörern etwas über den Beruf des Wissenschaftlers sagen – er beginnt ganz trocken mit der desolaten ökonomischen Situation des deutschen Privatdozenten und beschwört dann seine Hörer immer wieder, ihre wissenschaftlichen Lehrer nicht mit Führern zu verwechseln –, spricht aber auch über den Sinn der Wissenschaft als solcher. Man dürfe sie nicht überschätzen, denn die eigentlichen Fragen könne sie nicht beantworten:

Wie man es machen will, „wissenschaftlich“ zu entscheiden zwischen dem Wert der französischen und deutschen Kultur, weiß ich nicht. Hier streiten eben auch verschiedene Götter miteinander, und zwar für alle Zeit. [...] Und über diesen Göttern und in ihrem Kampf waltet das Schicksal, aber ganz gewiss keine „Wissenschaft“.¹

„Wissenschaft“ – Weber spricht gern in distanzierenden Anführungszeichen von ihr – könne Fakten feststellen, aber keine Wertentscheidungen treffen, und wenn sie es doch tue, wenn sie Fakten und Werte vermische, wenn der akademische Lehrer politisch oder moralisch urteile, dann sei er nichts weiter als ein ‚Kathedersprophet‘,² eine jämmerliche Gestalt. Überhaupt sei die moderne spezialisierte Wissenschaft auch keineswegs die Königin des Wissens, sondern ein höchst eigenartiges Unternehmen: „Warum betreibt man etwas, das in der Wirklichkeit nie zu Ende kommt und kommen kann?“³ Rational sei es für den Einzelnen nicht zu erklären, dass er seine ganze Energie und Leidenschaft in Forschungen lege, die schon von seinem Nachfolger überholt werden würden; Sinn mache Wissenschaft nur, wenn man sie als innere ‚Pflicht‘ zur Sachlichkeit, eben als ‚Beruf‘ betrachte, man selbst also eigentlich gar nichts anderes sein könne als Wissenschaftler. Seine Hörer auf diese Pflicht vorzubereiten und ihnen immer wieder Sachlichkeit abzuverlangen, ist das Bestreben von Webers Rede.

Das ist freilich ein paradoxes Unternehmen. Dass Wissenschaft eine Grenze nicht nur hat, sondern auch haben *soll*, ist keine rein wissenschaftliche Aussage mehr, sondern eine moralische Forderung, und damit das, was Weber der

¹ Weber 1994: 17.

² Vgl. ebd.: 15 u.ö.

³ Ebd.: 23.

Wissenschaft eigentlich gerade versagt hatte. Möglich ist das nur performativ: im Akt der Rede, die zwischen deskriptiver und präskriptiver Rede, zwischen Analyse und Appell changiert, die immer auch auf sich selbst verweist und ihre Hörer miteinbezieht. Der Professor ist immer auch ein Prophet, selbst und sogar gerade, wenn er vor falschen Propheten – den ‚Kathederspropheten‘ – warnt. Denn über die Wissenschaft zu sprechen bedeutet immer schon, deren Grenzen zu überschreiten, und zwar vor allem, wenn man mit Weber die ‚Wissenschaft‘ als etwas sehr Begrenztes betrachtet. ‚Über‘ der Wissenschaft ist etwas, was man eigentlich nur bildlich adressieren kann, wie in dem Bild der kämpfenden Götter, das sich als konstantes Motiv durch den Text zieht – ein Kampf, der nicht nur seiner Natur nach nicht enden kann und auch nicht enden darf, sondern von dem Wissenschaft auch eigentlich gar nichts wissen kann, von dem man aber sprechen muss, um die Bedeutung der Wissenschaft zu erklären und den Beruf des Wissenschaftlers zu verstehen.

1

Über Wissenschaft zu reden ist also keine Selbstverständlichkeit, ist doch Wissenschaft selber die Rede über alle möglichen Gegenstände, eine Rede zumal, die ihre eigenen Prinzipien setzt und sich autonom bestimmt, also auch die Rede über sich kontrolliert und davon ausgeht, eine nichtwissenschaftliche Rede über Wissenschaft müsse diese wesentlich verfehlen. Dieser Anspruch auf Autonomie manifestiert sich sprachlich etwa in der Ausbildung von Terminologien, von Ausdrücken, deren Bedeutung sich von ihrem allgemeinen Sprachgebrauch ablöst und weitgehend selbstreferentiell funktioniert, weshalb es auch wenig produktiv scheint, über Terminologien zu sprechen, man muss sie vielmehr benutzen. Doch auch wenn man sie beherrscht, wird man im gleichen Maße von ihnen beherrscht. Freilich ist diese Autonomisierung – wie jede gesellschaftliche und diskursive Differenzierung – niemals absolut, denn auch die Wissenschaft muss bei verschiedenen Gelegenheiten nach außen kommunizieren: pädagogisch, um neue Mitglieder auf die interne Kommunikation vorzubereiten, aber auch politisch, um der allgemeinen Öffentlichkeit Rechenschaft über das eigene Tun abzulegen. In der wissenschaftlichen Selbstverständigung kommt es daher zu einer permanenten Vermischung von wissenschaftlicher und nichtwissenschaftlicher Kommunikation, und es ist just diese Vermischung, die das Reden über Wissenschaft möglich und auch nötig macht.

Das ist an sich kein neues Problem. Wie man von der Theorie in der Öffentlichkeit spricht, ist spätestens seit dem Prozess gegen Sokrates ein brennendes

Problem der Philosophie. Die Tradition, in der Max Weber steht und die bis zum heutigen Tag nicht abgebrochen ist, wird aber erst um 1800 aus epistemologischen, institutionellen und sprachlichen Gründen akut: Das Wissen wird nun zur Wissenschaft, diese wird an eine neue Form der Universität gebunden und folglich institutionalisiert, und das geschieht zusehends nicht mehr in einer Gelehrtensprache, sondern in einem Idiom, das den Namen ‚Nationalsprache‘ erhält. Um 1800 unterscheidet sich die Wissenschaft von der Gelehrsamkeit einerseits und von der Metaphysik andererseits, und sie versteht sich nunmehr als Forschung: das heißt, sie ist wesentlich an erst zu erbringenden Resultaten orientiert, durch ein beständiges Fortschreiten, das zugleich ihre Autonomie ausmacht. Raum dieser Autonomie wird dabei die Universität als neue Form der Einheit von Forschung und Lehre, in der sich der Fortschritt des Wissens auch als Verhältnis der Generationen ausdrückt, denn hier führen nicht mehr einfach die Älteren die Jüngeren in einen existierenden Forschungsstand ein, sondern die Jüngeren werden zu Forschern ausgebildet, die schließlich die Älteren nicht nur ersetzen, sondern überholen müssen.

Die neue Form der Universität fällt zusammen mit einer sprachlichen Entwicklung, die das Reden über Wissenschaft radikal verändert. Wie gesagt, ist die Ausbildung von Terminologien ein wesentlicher Faktor in der Ausdifferenzierung der Wissenschaft in verschiedene Disziplinen. Sie ist für die Wissensgeschichte der späten Aufklärung charakteristisch und stellt gewissermaßen die soziale Seite der Autonomisierung der Wissenschaft dar. In der Fachdisziplin bildet sich eine Gemeinschaft von Forschern, die verstärkt *untereinander* kommunizieren und gegen Mitteilungen von außen zunehmend indifferent werden. Aber diesen Tendenzen zur terminologischen Ausdifferenzierung verschiedener Sondersprachen steht eine ganz anders geartete Entwicklung der Entdifferenzierung gegenüber, nämlich die Ablösung des Lateinischen als Sprache der Wissenschaft durch die Volkssprachen. Diese Entwicklung ist Teil und eigentlich Abschluss einer generellen Standardisierung der Sprache, die den frühmodernen Staat auszeichnet. Sie bekommt um 1800 aber insbesondere in Deutschland durch die veränderten politischen Verhältnisse eine neue Bedeutung. Denn die Volkssprache wird nun, maßgeblich bedingt durch die napoleonische Besatzung, national aufgeladen, ja zum wesentlichen Medium einer genuin deutschen Nationsbildung – eine Entwicklung, die von den Differenzierungstheorien der Moderne gerne übersehen wird, für die der Nationalismus allenfalls eine Übergangerscheinung ist und in denen die Sprache (wie auch die ‚Kultur‘) keinen rechten Platz hat.

Historisch ist dieser Prozess des Übergangs vom Lateinischen zum Deutschen freilich selbst hochkomplex und alles andere als linear. Er verläuft über viele Zwischenstufen der Diglossie und auch des verbreiteten Codeswitching und hinterlässt in der deutschen Wissenschaftssprache, in der lateinische

Lehnwörter neben deutschen Neubildungen stehen, dauerhaft ein doppeltes Register. Der Wandel hat aber auch eine wichtige pragmatische Konsequenz für das Reden über Wissenschaft wie für das Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit, und zwar eine negative: Die gewissermaßen klassische Lösung – exoterisch deutsch und esoterisch Latein zu schreiben bzw. zu sprechen – steht nicht länger zur Verfügung. Die Grenzen der Wissenschaft sind nicht länger die Grenzen einer Sprache. Allerdings führt eine Vereinheitlichung der Sprache keineswegs automatisch zu einer Vereinheitlichung des Sprechens – im Gegenteil. Denn epistemologisch setzt sich die Spezialisierung der Disziplinen und bald auch der philosophischen Schulen fort, sozial haben die akademisch Gebildeten nach wie vor das Bedürfnis, sich von der allgemeinen Öffentlichkeit zu unterscheiden, politisch schließlich wird die freie Zugänglichkeit zum Wissen bzw. die freie Durchlässigkeit akademischer und politischer Öffentlichkeit seit der Französischen Revolution zunehmend als Problem begriffen.

2

Über Wissenschaft zu reden hat nicht nur eine gegenständliche, sondern seit dem späten 18. Jahrhundert grundsätzlich auch eine appellative und performative Dimension – und wie sich noch bei Max Weber zeigt, kann diese Dimension oft dazu dienen, Paradoxien zu überwinden und unsichtbar werden zu lassen, sie mitunter aber auch produktiv zu machen. Tatsächlich entwirft sich die neue Wissenschaft um 1800 nicht nur als Forschung in die Zukunft, sie versteht sich auch institutionell als zukünftige, als erst noch hervorzubringende Gemeinschaft: Ihre Universitäten sind programmatisch *Neugründungen*, ihre Stellung als Wissenschaft ist noch nicht gesichert, ihre Mitglieder müssen erst noch zu Wissenschaftlern gemacht werden und jenem Ruf folgen, der noch für Weber zentral sein wird.

Die Rede über Wissenschaft um 1800 darf sich aus den genannten Gründen nicht auf eine abstrakte Metareflexion beschränken, sie muss im gleichen Atemzug jene Wissenschaft entwerfen und jene Wissenschaftler formieren, über die sie gerade (erst) spricht. Der performative Kraftakt besteht in der Regel folglich darin, jede Kluft und jede mögliche Differenz zwischen Objektsprache und Metasprache sowohl zu behaupten als auch zu kaschieren. Für eine qua Wissenschaft zu konstituierende Gemeinschaft hat dies die bemerkenswerte Konsequenz, dass sie zum einen auf die Objektivität einer zu konstituierenden wissenschaftlichen Disziplin verpflichtet wird, dass sie zum anderen aber auf der Ebene der Adresse auch als monumentales Bildungssubjekt firmiert. Anders

als bei Weber wird Bildung um 1800 offiziell nämlich meist nicht als Gegensatz zur Wissenschaft verstanden, vielmehr bilden ‚Wissenschaft‘ und ‚Bildung‘ regelrecht Synonyme. Die Behauptung einer Autonomie der Wissenschaft – dies gilt in erster Linie für das philosophische Systemdenken – muss auf diese Art und Weise die Ausdifferenzierung der modernen wissenschaftlichen Disziplinen sowohl befördern als (zumindest tendenziell) auch blockieren.

In dem Maße, wie sich eine Engführung von Wissenschaft, Bildung und Universität um 1800 oft zusätzlich mit einer ausgewiesenen sprachphilosophischen Reflexion paart, die die Sprache nicht als Träger, sondern als Motor des Denkens begreift, wird das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Sprache kategorisch überfrachtet. Wenn Wilhelm von Humboldt etwa die Sprache als „bildendes Organ des Gedankens“ definiert⁴ und die moderne Universität maßgeblich auf die Bildungsaufgabe festgelegt wissen will, muss eine Rede über Wissenschaft schließlich auch noch die ursprünglich sprachliche Genese der Wissenschaft selbst (mit-)realisieren. Geleistet werden kann dies streng genommen nur in der unmittelbaren *Gegenwart* eines sprachlichen Vollzugs – und dass um 1800 über Wissenschaft in der Regel *geredet* oder die mündliche Rede schriftlich simuliert – wird, dürfte immer auch diesem Umstand geschuldet sein.

Der doppelte Appell an eine allgemeine Öffentlichkeit und an ein sich herausbildendes Fachpublikum bleibt dabei von entscheidendem Interesse; und zwar umso mehr, als die wissenschaftliche Revolution – nicht zuletzt die kopernikanische Revolution der kantischen Philosophie – zunehmend als Ersatz und Überbietung der politischen verstanden wird. Zwei Eigenschaften dieser Appelle sind in diesem Kontext besonders wichtig. Sie greifen oft auf moralische, öfter noch auf religiöse Kategorien zurück: auf den Glauben an die Wissenschaft oder auf die Berufung zum Wissenschaftler. Und sie betonen die Mündlichkeit der Rede, die sich gegen die Buchgelehrsamkeit positioniert und im konkreten Appell an die Hörer immer wieder die mündliche Sprechsituation betont. Diese beiden Charakteristika mögen auf den ersten Blick überraschen, sie bilden aber, wie bereits erwähnt, eine Konsequenz des (meta-)wissenschaftlichen Diskurses um 1800. Zwar scheinen religiöse Konnotationen der weitgehenden Ablösung der Wissenschaft aus religiösen Bezugssystemen um 1800 fundamental zu widersprechen, und die Mündlichkeit der Rede steht im Kontrast zur gleichzeitig sich vollziehenden massiven Verstaatlichung, Bürokratisierung und auch Verschriftlichung der Universität. Aber beide Momente gehen natürlich auch mit der Auratisierung der Stimme in der Literatur einher, bedienen sich gezielt literarischer Verfahren, machen die Grenze von Literatur

4 Humboldt 1907: 53.

und Wissenschaft durchlässig und präparieren den Vortrag als gerade sich vollziehendes Erweckungs- oder Offenbarungsgeschehen.

William Clark hat daher vom „ghost in the machine“ gesprochen,⁵ von der charismatischen Stimme des Hochschullehrers, die zugleich ein Effekt der Institution ist und diese transzendiert. Denn die Universität ist nicht nur der Raum, in dem hochspezialisierte Forschungsleistungen dazu berechtigen, (auch) allgemein über Wissenschaft zu sprechen, sei es propädeutisch, sei es in der Öffentlichkeit etwa von Universitätsreden. Sie ist darüber hinaus für die Zuhörer ein Raum, in dem sie sich selbst in Wissenschaftler verwandeln können und in dem eine wissenschaftliche Gemeinschaft erzeugt wird, die gleichermaßen rational wie charismatisch ist. Diese Überdeterminiertheit erklärt vermutlich nicht wenig von der Produktivität und auch der Ausstrahlungskraft der deutschen Universität im ‚langen‘ 19. Jahrhundert.

Die Rolle des Charismas macht dabei nicht nur deutlich, dass hier durchaus noch Elemente einer feudalen oder ständischen Vergesellschaftung wirksam sind, wie es insgesamt für die ‚verspätete Nation‘ charakteristisch sein mag. Sie betont auch die Fragilität der so erreichten Autorität, deren Verstetigung dann unter den notorischen Problemen der Bürokratisierung des Amtsscharismas leidet. Wenn etwa zu Beginn des Ersten Weltkriegs zahllose Professoren die deutsche Erweckung von 1813 zu wiederholen versuchen, noch einmal den Weltberuf der Deutschen betonen und ihre Hörer zu wahren Deutschen erwecken wollen, so bleibt das doch oft nur die schwache Kathederprophetie, an der Weber Anstoß nahm.

3

Die Beiträge des vorliegenden Bandes beleuchten zentrale Stationen der Rede wie der Reflexion über Wissenschaft und Universität in Deutschland (und Österreich) um 1800. Zwar können diese Stationen schon insofern nicht mit der ‚realen‘ historischen Entwicklung der Universität und der Disziplinenbildung im 19. Jahrhundert kurzgeschlossen werden, als viele der entsprechenden Texte seinerzeit – wie das Beispiel Wilhelm von Humboldts besonders eindringlich zeigt – gar nicht publiziert worden sind. Ihrer Langzeitwirkung und ihrer Aktualität tut dies allerdings keinen Abbruch.

THORSTEN ROELCKE beleuchtet sowohl die Koexistenz als auch die Reflexion auf den Gebrauch von Volkssprache und Latein in Barock und Frühaufklärung. Dabei interessiert er sich insbesondere für die ‚Arbeitsteilung‘ von Latein und

⁵ Clark 2006: 398.

Deutsch etwa in Kirche und Universität und für ihren Strukturvergleich unter grammatischen wie lexikalischen Gesichtspunkten im Hinblick auf die ‚Eignung‘ der jeweiligen Sprache im Rahmen bestimmter (Spezial-)Kommunikationen.

DENIS THOUARD geht der Frage nach, inwiefern aufklärerische Forderungen nach Verständlichkeit und Popularität auf Inhalt und Zuschnitt der Philosophie zurückwirken. Indem das moderne Systemdenken nach den Bedingungen des (eigenen) Wissens frage und es folglich nicht mehr von außen darstellbar sei, müsse das System dem Leser nunmehr im Prozess des Entstehens vorgeführt und nachvollziehbar gemacht werden. Dies habe zwar – etwa bei Kant oder Hegel – oft eine besonders esoterische Ausdrucksweise zur Konsequenz, doch könne diese ihrer Intention nach nichtsdestotrotz eminent pädagogische oder gar populäre Zwecke verfolgen.

ERNST MÜLLER beschäftigt sich mit der „Umcodierung der europäisch-konfessionellen in eine national-säkulare Bestimmung der Universität“ im Werk Friedrich Schleiermachers. Da eine sprachliche Verfasstheit des Wissens für Schleiermacher außer Frage stehe und er deren Vermittlung in der „verschriftliche[n] Mündlichkeit“ seiner Vorlesungen auch durchaus Rechnung zu tragen versuche, wolle er den Gebrauch des Lateinischen auf den einer akademischen Festsprache reserviert wissen. Ferner führe die neue Verbindung von Philosophie, Wissenschaft und Bildung bei Schleiermacher beinahe zwangsläufig zu einer Gegenüberstellung von deutscher Universität und französischer Spezialschule, da Letztere sich dem staatlichen Nutzen und der Berufsausbildung verschrieben habe. Die deutsche Universität binde Schleiermacher dabei zwar an die Nation, mitnichten aber an den *Nationalstaat*.

DANIEL WEIDNER beleuchtet Johann Gottlieb Fichtes Überlegungen zu Wissenschaft, Universität, Sprache und Nation im Anschluss an Kant. Als konstitutives Merkmal der neuen Wissenschaft macht er bei Fichte die Figur des Fortschritts aus, welche die eigene Forschung ihrem Selbstverständnis nach notwendigerweise als „Durchgangsstadium“ erscheinen lasse. Auf der Ebene der Vermittlung führe dies zu einem „genetischen Vortragsstil“, da die Adressaten in die Lage versetzt werden müssten, die jeweilige Gedankenhandlung selbst nachzuvollziehen. Paradoxerweise sei Fichtes Vortrag indes weniger mündlich als der Kants, da er anders als dieser nicht laufend ein Lehrbuch kommentiere, sondern seine Vorlesungen als selbständige Texte verfasse. Dabei reflektiere Fichte nicht nur das eigene sprachliche Handeln, sondern auch die Sprache selbst im Sinne eines Anschauungskerns der Nation, die er in Deutschland durch seine Reden als Gemeinschaft (mit) zu konstituieren versuche.

Die enorme Bedeutung der performativen Rede, die Thouard, Müller und Weidner für den philosophischen Diskurs um 1800 veranschlagen, macht ANDREA POLASCHEGG auch für Friedrich Schlegels Wiener Vorlesungen *Geschichte*

der alten und neuen Literatur von 1812 geltend. Nicht über deren weitgespannten Gegenstandsbereich, sondern über den Gebrauch des Deutschen reihe sich Schlegel in genau die Literaturgeschichte ein, die seine Vorlesungen überhaupt erst begründeten. Das entscheidende Medium dieser Geschichte sei für Schlegel unweigerlich die Muttersprache, denn nur in ihr könnten sich jene Nationalerinnerungen artikulieren, die eine Literatur bildeten. Von daher müsse der Ort seiner Rede in deren Analyse stets einbezogen werden, schließlich sei das Deutsche in Habsburg weder Schul- noch Amtssprache gewesen.

Genau wie Schlegel wandte sich auch Adam Müller in seinen ebenfalls in Wien gehaltenen Reden und Vorlesungen an ein Publikum, das nicht auf die institutionalisierte Gelehrsamkeit beschränkt blieb. Müllers Überlegungen zur Wissenschaft untersucht PETER SCHNYDER unter dem Gesichtspunkt ihres komplexen Gegenwartsbezugs. Habe ‚Gegenwart‘ bis weit in das 18. Jahrhundert hinein primär eine räumliche Relation gemeint, komme es in Müllers Gebrauch des Begriffs zu einer systematischen Amalgamierung von Raum und Zeit, da Wissenschaft in seinen Augen auf ihren Adressatenkreis möglichst direkt einzuwirken habe. Bezeichnenderweise teile Müller die Rhetorikaversion Kants und weiter Teile der Philosophie durchaus nicht, vielmehr bedürfe es ihm zufolge einer neuen Rhetorik, um eine möglichst große „Wechselwirkung zwischen der Gegenwart des Redners und derjenigen des Publikums“ erzielen zu können. Freilich stellten solche Überzeugungen einen ähnlichen performativen Selbstwiderspruch dar wie bei Fichte, denn Müller habe stets „aus einem zuvor sorgfältig konzipierten Manuskript“ gelesen.

Dass der schlechte Leumund der Rhetorik um 1800 keineswegs zu deren flächendeckendem Verschwinden geführt hat, zeigt auch der Beitrag von ANDREAS KELLER. Da die Rhetorik sich selbst traditionellerweise immer schon habe unsichtbar machen müssen, um wirken zu können, und da so gut wie jede sprachliche Äußerung rhetorisch verfasst sei, könne allerdings so oder so nur die Analyse des jeweiligen „Wahrnehmungsgrad[s] ihrer Auffälligkeit und Dominanz“ verlässliche Auskunft über ihr Fortleben erteilen. Auch wenn insbesondere das auf Innerlichkeit verpflichtete Ideal der Bildung um 1800 vielfach in Konkurrenz oder Opposition zur Rhetorik geraten sei, habe es schnell Versuche vor allem im Rahmen der Pädagogik gegeben, eine „adressatenaktivierende Bildungsrhetorik“ zu entwickeln. Zwar stelle die Systemphilosophie deren Hauptgegner dar, doch könne man die Rhetorik mit gutem Recht als „verborgene[] Leitdisziplin auch im 19. Jahrhundert“ bezeichnen.

Der Entwicklung einer sprachwissenschaftlichen Terminologie bei Jacob Grimm gilt das Interesse von DAVID MARTYN. Für das Problem sowohl des Deutschen als auch der Wissenschaftssprache bilde Grimm insofern ein schlagendes Beispiel, als eine potentielle Unterscheidung zwischen Objekt- und Metasprache

die (frühe) Sprachwissenschaft zwangsläufig vor besondere Herausforderungen habe stellen müssen. Grimms Lösung dieses Problems bestehe nun darin, eine solche Differenz gar nicht erst aufbrechen zu lassen, das Subjekt dem Objekt der Erkenntnis regelrecht ‚auszuliefern‘ und weniger „über die Sprache“ als „mit ihr“ zu sprechen. Dadurch komme es bei Grimm zwar durchgehend zu einer Annäherung der Darstellung an ihren Gegenstand, doch dürfe diese über die tendenzielle Artifizialität insbesondere seiner Fachausdrücke nicht hinwegtäuschen. Grimm untersuche eine Sprache, „die er zu deren Beschreibung zugleich entdeckt und erfindet“.

BIRGIT GRIESECKE wendet sich einem Aphorismus Georg Christoph Lichtenbergs und dessen späterem Stellenwert in der Sprachphilosophie Ludwig Wittgensteins zu. Wenn Lichtenberg die Philosophie als „Berichtigung des Sprachgebrauchs“ verstanden wissen wolle, bitte er diese Idee in eine Satzkonstruktion ein, die „aus einem rhetorischen Manöver ein Erkenntnisinstrument macht“, indem sie performativ gerade unterschiedliche Sprachgebräuche in Szene setze. Komme der Aphorismus Lichtenbergs Sprachdenken entgegen, so kündige Wittgenstein diese Form über ein Zitationsverfahren, das nicht auf Pointierung, sondern auf Reihung ziele, unter der Hand wieder auf. In seinem „Experimentalsinn“ stehe Wittgenstein Lichtenberg freilich nicht nach.

Der Beitrag von PATRICK EIDEN-OFFE schließlich verlässt den Komplex der Wissenschaftssprache und untersucht Deutsch als Literatursprache in der Hymnik Friedrich Hölderlins. Man könne Hölderlins Werk mit gutem Recht auf die Frage festlegen, „wie und ob überhaupt das Deutsche eine Sprache der Dichtung sein oder werden kann“. Ähnlich wie die Wissenschaft und ihre Sprache werde Deutsch von Hölderlin dabei nicht als eine „Gegebenheit“, sondern als eine „Aufgabe“ betrachtet, die die eigene Lyrik maßgeblich (mit) zu realisieren habe. Hölderlin lasse dieses Projekt in eine komplexe geschichtsphilosophische Reflexion ein, die seine hochartifizielle Sprache der ‚Natur‘ gerade wieder (oder überhaupt erst) nahebringen solle. Dass ein solches literarisches Programm strukturelle Affinitäten sowohl zur Grimm’schen Sprachwissenschaft als auch zum (system-)philosophischen Bemühen um Verständlichkeit und Popularität birgt, ist evident.

Der vorliegende Sammelband geht größtenteils auf eine gleichnamige Tagung zurück, die vom 2. bis zum 4. Juni 2016 am Leibniz-Zentrum für Literatur- und Kulturforschung in Berlin stattgefunden hat, wo die beiden Herausgeber als wissenschaftliche Mitarbeiter tätig sind. Wir danken den Vortragenden dafür, dass sie uns ihre Texte zur Verfügung gestellt haben und wir danken Gwendolin Engels für die redaktionelle Betreuung des Bandes.

Berlin, im Frühling 2019

Literatur

- Clark, William (2006): *Academic Charisma and the Origins of the Research University*. Chicago: University of Chicago Press.
- Humboldt, Wilhelm von (1907): *Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java*. In: Ders., *Gesammelte Schriften*. Hrsg. von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 7. Hrsg. von Albert Leitzmann. Berlin: Behr.
- Weber, Max (1994): *Wissenschaft als Beruf 1917/1919*. In: Ders., *Studienausgabe der Max Weber-Gesamtausgabe*. Bd. I/17. Hrsg. von Wolfgang J. Mommsen und Wolfgang Schluchter. Tübingen: Mohr Siebeck 1994, 1–23.